

Rede des Rektors Karlheinz Töchterle zu seiner Inauguration am 13.10.2007

Da ich Reden grundsätzlich nicht auf Papier, sondern, dem officium der memoria in der antiken Rhetorik gemäß, nur im Kopf konzipiere, lege ich hier lediglich die Grundgedanken meiner Ansprache vor.

Die europäische Institution der Universität hat eine Geschichte, wie sie, was ihren Erfolg betrifft, kaum eine andere aufweisen kann. Am nächsten kommen ihr noch manche Religionen und Staaten, wobei sie von diesen ihr völliger Verzicht auf Machtausübung und ihre ausschließliche Stütze in geistigen Kräften abhebt.

Die Gründe für diesen Erfolg sehe ich in ihrer Konzeption und ihrer Organisation, die zwar erst im Spätmittelalter erscheinen, in ihren Ansätzen aber, wie so vieles in der europäischen Geschichte, aus dem antiken Griechenland stammen, wobei, wie ebenfalls in vielem, wohl Einflüsse aus dem Orient, die wir nicht mehr genau namhaft machen können, eine gewisse Rolle spielen.

Konzipiert und organisiert ist die Universität als ein Zusammenschluss von Lehrenden und Lernenden (*universitas magistrorum et scholarium*) und ein Zusammenwirken verschiedener Wissenschaften (*universitas litterarum*).

Zum ersten Mal deutlich fassbar werden diese Merkmale in der Schule des Pythagoras im 6. Jahrhundert v. Chr. Er versammelte seine Schüler in einer klosterähnlichen Gemeinschaft, in der Kosmologie, Musiktheorie und Mathematik (der nach ihm benannte Lehrsatz findet sich allerdings schon bei den Babyloniern), aber auch Sportlehre und Diätetik behandelt wurden. Schulähnliche Organisationen gab es vielleicht auch bei den Eleaten in Süditalien und bei den Milesiern in Ionien.

In deutlichem Anschluss an Pythagoras gestaltete dann Platon seine Akademie. In einem Klima toleranter Meinungsvielfalt wurden Astronomie und Mathematik, Zoologie, Botanik, Recht, Politikwissenschaft, Rhetorik und Logik betrieben. Deutlich wird hier ein Ziel allen wissenschaftlichen Bemühens: die Suche nach der Gerechtigkeit bzw. nach dem Guten, das zugleich das Wahre und Schöne ist. Gefunden wurden diese nicht im Diesseits der wahrnehmbaren Welt, sondern im Jenseits der lediglich intellegiblen Ideen.

Platons Schüler Aristoteles hingegen suchte und fand das Eigentliche nicht jenseits der Dinge, sondern in ihnen selbst, indem er jedem Existenzursachen zuschrieb, vor allem jene des Zweckes (gr. *télos*). Um diese auszumachen, hielt er sich an das Vorfindbare und beschrieb und analysierte es. So entstand erstmals ein arbeitsteiliger empirischer Wissenschaftstrieb fast modernen Zuschnitts, der die ganze Fülle des Erforschbaren zu erfassen suchte. Nicht zuletzt von daher ist es zu erklären, dass seine Erkenntnisse die europäische Wissenschaft bis in die Neuzeit dominierten, ja, in manchen Bereichen, wie z.B. in Narratologie oder Poetik, bis heute nicht überholt sind.

Die hellenistischen Schulen, allen voran Stoa und Epikureismus, gingen auf dem von Sokrates und Platon eingeschlagenen Weg einer wissenschaftlichen Fundierung der Ethik weiter, verengten diese aber zusehends auf das Individuum. Zentral wurde die Frage nach einem gelingenden Leben, ihr wurden andere Wissenschaften wie Physik oder Psychologie dienstbar gemacht. In der Stoa z.B. dadurch, dass in ihrer Seelenlehre nach dem Vorgang von Platon der Intellekt zum Herren über die Gefühle eingesetzt wurde, bei Epikur, indem die von Demokrit entwickelte Atomphysik dazu

diente, das Wirken der Götter und damit die Furcht vor ihnen als Ursachenerklärung für natürliche Phänomene zu eliminieren.

Kulturpolitische Gründe hatte die Einrichtung des Museions und der Bibliothek von Alexandrien. Das Herrschergeschlecht der Ptolemäer wollte so über die Demonstration seines Griechentums eine Legitimation seiner Herrschaft erreichen. Dort wurde daher primär Philologie betrieben, um die griechische Literatur seit Homer zu sammeln und zu sichten, der Philologe verstand sich aber als universaler Wissenschaftler, der für seine Texterklärung sämtlicher Disziplinen bedurfte. So vermaß z.B. der Philologe Eratosthenes den Erdumfang in ziemlicher Genauigkeit.

In der Spätantike starb der Forschergeist. Dominiert wurde die Bildung nun durch die auf Praxis ausgerichteten Fachschulen, an deren Spitze die Rhetorik stand. Das Wissen verdünnte sich und kondensierte zu den septem artes liberales, in denen es dem Mittelalter überliefert wurde. Klar zeigt sich an diesem Prozess, dass reine Weitergabe von Wissen ohne belebende Forschung auch jenes beeinträchtigt – es kann ja gar nicht anders sein.

Die Gründung der Universitäten im Spätmittelalter fällt in eine Phase genereller geistiger Erneuerung, an der auch politische und ökonomische Gründe beteiligt waren. Erneut kann man das Zusammenwirken mehrerer Disziplinen als konstitutiv ausmachen, das von einem Kernbereich ausgeht, in Paris z.B. von Theologie bzw. Philosophie, in Bologna von der Jurisprudenz. Vielfach leiten sich die neuen Universitäten (Paris, Wien) in Form der *translatio studii* aus antiken Wurzeln ab, auch wenn eine diesbezügliche Kontinuität nirgends besteht. Die Institution blieb nicht ohne Krisen, konnte sich aber immer wieder erneuern und stärker daraus hervorgehen. Eine frühe bestand in der scholastischen „Erstarrung“, wie sie der darüber siegreiche Humanismus sah (auch die Geschichte der Universität ist eine der Sieger). Auch die nächste große Krise gegen Ende des Barocks brachte letztlich – hier nun vor allem aus der Perspektive des deutschen Sprachraums – eine humanistische Bewegung als Siegerin hervor, nämlich den Neuhumanismus und die Humboldtsche Universität. Es ist faszinierend zu sehen, wie sich die Erneuerung jeweils durch den Rückbezug auf die Antike vollzog. Die Universität Humboldts, die auf der Idee der Freiheit von Forschung und Lehre und ihrer staatlichen Finanzierung beruhte, sicherte dem deutschen Kulturraum eine wissenschaftliche Vorrangstellung, die letztlich bis zur Katastrophe des Nationalsozialismus andauerte, und wurde zum weltweiten Vorbild.

Aus den einleitend herausgestellten Basiskonzepten – *universitas magistrorum et scholarium* bzw. *universitas litterarum* – ergeben sich für mich zwei Folgerungen für mein Amtsverständnis: erstens ein Bekenntnis zur Volluniversität, in der möglichst viele Fächer zum Erfolg und zur Stärkung unserer Alma mater beitragen, zweitens das Bewusstsein, dass Universität nur im Zusammenhang von Lehrenden und Studierenden erfolgreich sein kann: Lehrende sind immer auch Mitlernende, Studierende sollen – insbesondere in höheren Semestern – immer auch Mitforschende sein.

Dabei sehe ich heute für die Universität vor allem zwei Herausforderungen: einmal die der explodierenden Inskribenten, mit der wir nur schwer umzugehen wissen, die in Österreich allerdings auch einen importierten Problemteil hat. Der positive Aspekt überwiegt hier aber bei weitem: noch nie in der Geschichte der Menschheit war es – zumindest in einigen Teilen der Welt – Angehörigen aus allen sozialen Schichten möglich, in allen Bereichen bis in die obersten Regionen der Bildung vorzustoßen.

Die zweite Herausforderung ist schwerwiegender. Noch finanziert - zumindest in Österreich – der Staat über Leistungsvereinbarungen den allergrößten Teil der Universität. Immer mehr Mittel kommen allerdings aus dem nicht-öffentlichen

Bereich. Die damit verbundenen Gefahren sind uns auch in unserem Haus beispielhaft schon vor Augen geführt worden. Nicht jeder Sponsor gibt sein Geld uneigennützig. Insofern könnte man die Sentenz an der Stirnseite unserer Aula – in veritate libertas – auch warnend umkehren: in libertate veritas!